Zeitschrift: Zeitschrift für pädagogische Historiographie
Herausgeber: Pädagogische Hochschule Zürich
Band: 8 (2002)
Heft: 1

Buchbesprechung: Besprechungen

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Besprechungen

Stefan Bittner: Learning by Dewey?

Eine sorgfältige Studie aus deutscher Perspektive

■ Roswitha Lehmann-Rommel

Hat die deutsche Pädagogik in den letzten hundert Jahren von Dewey (1859-1952) gelernt? Bittner zeigt in seiner Analyse der deutschen Dewey-Rezeption des 20. Jahrhunderts: Deweys Werk war immer Bestandteil des deutschen pädagogischen Diskurses trotz der spätkaiserlichen, nationalsozialistischen oder stalinistischen Tabuisierungskampagnen. Gleichzeitig weist er jedoch darauf hin, dass die deutsche Rezeption sich auf eigentümliche Weise eher durch verschiedenartige Abwehr- und Vereinnahmungstendenzen auszeichnet als durch eine gründliche hermeneutische Erarbeitung von Deweys Werk.

Der zentrale eigene Akzent Bittners liegt in seiner Interpretation von *education* als bildungstheoretischer Konzeption, wobei er sich besonders auf die ersten grossen pädagogischen Schriften Deweys beruft. Erziehung als Einübung eines allgemeinen Arbeits- und Sozialethos sei bei Dewey notwendige Bedingung für formale und materiale Bildung als Wachstum der geistigen Kräfte. Hieraus leite Dewey organisatorisch-strukturelle Konsequenzen für den Lehrplan ab. Auf dieser Grundlage kritisiert Bittner zum Beispiel die nur additive Aufnahme des Werkunterrichts oder die zentralen reformpädagogischen Schlagworte (Projektmethode, *learning by doing*), die – wie er im Anschluss an Knoll zeigt – Dewey zu Unrecht zugeschrieben werden. Deweys theoretischer Durchdringung pädagogischer Fragen wird es keineswegs gerecht, ihn gegen lehrerzentrierten Buch- und Fachunterricht auszuspielen und für schülerzentrierten Projektunterricht zu vereinnahmen, wie es deutsche Pädagogen nahe legen, die ihn als Protagonisten der 'neuen Schule' für ihr Reformverständnis reklamieren.

Als Ertrag eines kooperativen Forschungsprojektes 'Dewey in Deutschland' zeichnet Bittner detailliert Deweys Wirkungsgeschichte nach. Zunächst beschreibt er die national-reformistische Funktionalisierung Deweys in der Kaiserzeit, die insbesondere bei Kerschensteiner oder durch die problematischen Übersetzungen Gurlitts vorangetrieben wurde (1. Kap. 1890-1918). Es folgen die Lesarten in der Weimarer Republik (2. Kapitel 1919-1933). Dewey wurde als ausgewiesene Autorität beansprucht, aber neuere Werke von ihm wurden kaum zur Kenntnis genommen. Zugleich ist auffällig, dass viele Reformpädagogen Deweys Werk als Quelle und Bezugspunkt für eigene Überlegungen verschwiegen haben (Petersen, Wyneken, Gaudig u.a.). Petersen und Hylla suchten Dewey mehrfach selbst auf. Hylla hatte als Anwalt staatlicher Demokratisierungsbemühungen für das Bildungswesen massgeblichen Einfluss auf die deutsche Dewey-Rezeption – insbesondere durch seine Übersetzung von 'Democracy and Education'. In der Zeit des Nationalsozialismus wurde die Lektüre von Deweys Werk unterbunden (3. Kapitel 1919-1933). Bei Baumgarten und Petersen gab es einzelne Versuche, beides zu verbinden – zum Beispiel wenn die Projektmethode als ein von demokratischen Zielen befreibares Unterrichtsverfahren propagiert und '*Democratization*' mit 'Volksgemeinschaft' übersetzt wird.

Der westdeutsche Diskurs bis 1965 war einerseits durch die besatzungspolitische Vereinnahmung Deweys in der Umerziehungs-Politik gekennzeichnet und andererseits durch die reservierte bis ablehnende Haltung geisteswissenschaftlicher Pädagogen (4. Kapitel). Auch im Hinblick auf den ostdeutschen Diskurs spricht Bittner für diesen Zeitraum von einer "Neben- oder Gegenrezeption" (S. 190) – hier im Kontext sozialistisch-reformorientierter Überarbeitung und marxistisch-leninistischer Abwehr (5. Kapitel).

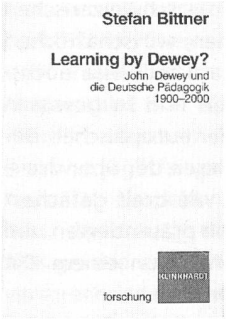
Bis in die Mitte der 80er Jahre – so konstatiert Bittner – blieb es bei einer rudimentären Zurkenntnisnahme und der Funktionalisierung des Werkes von Dewey. Kritische Textanalysen wie die von Hentig, Bohnsack, Apel, Knoll bildeten die Ausnahme. Schulpraktische Breitenwirkung (z.B. in der Debatte zum Projektunterricht) ging mit einem mangelnden Tiefgang der Auseinandersetzung einher (6. Kapitel 1965-2000).

Man könnte aus den sorgfältigen historisch-hermeneutischen Recherchen der Studie resümieren: Die deutsche Pädagogik hat Dewey rezipiert, dabei aber viel dafür getan, möglichst wenig von ihm zu lernen. Obwohl Bittner die Fehleinschätzungen, Voreingenommenheiten, Überinterpretationen und Verkürzungen in der Dewey-Rezeption deutlich benennt, setzt er einen optimistischeren Akzent: "Sogar die scharfe Kritik und rigorosen Abweisungen bezeichnen einen Lernprozess: An Dewey wird die eigene Position hinterfragt und gefestigt" (S. 10). Wenn Bittner "die aktive und öffentliche oder die passive und private Öffnung gegenüber dem Fremden" (S. 223) als Wirkung Deweys auf die deutsche Pädagogik beschreibt, so scheint er selbst in der Tradition dieser harmonisierenden Rezeption zu stehen, welche nach "einer plausiblen Verbindung von Pragmatismus und Idealismus" (S. 223) sucht. Sich ernsthaft mit "fremden" Seiten des Pragmatismus zu konfrontieren, könnte auch bedeuten, das Ver-

ständnis von *education* bei Dewey nicht im Wesentlichen über die deutsche Tradition des Bildungs- und Erziehungsbegriffs zu suchen.

Hinter die von Bittner vorgetragene Kritik an Vereinnahmungen Deweys kann nach diesem Buch nicht mehr zurückgegangen werden. Das Blickfeld seiner Untersuchung ist jedoch beschränkt auf die deutsche Rezeptionsgeschichte bis Ende der 80er Jahre. Kurze Ausflüge in die aktuelle internationale Dewey-Forschung unter dem Stichwort "*renewal of Dewey*" sind eher verdeckte Polemik gegen konstruktivistische Denkformen und simplifizieren die Positionen. So zeugt auch die ansonsten sehr sorgfältig zusammengestellte umfangreiche Bibliographie im Hinblick auf die angloamerikanische Literatur zu Dewey von wenig Kenntnis der dort derzeit intensiv geführten Diskussion.

Die Begrenzung, die hier sichtbar wird, scheint mir durchaus mit Bittners eigenem Zugriff auf das Werk Deweys zusammenzuhängen, mit dem er auch selbst die deutsche Denktradition gegen Fremdheitsaspekte bei Dewey abschottet. So kann er Differenzen zwischen beiden, wie sie teilweise in der neueren Dewey-Rezeption vorgeschlagen und untersucht werden, nicht mehr erfassen.



Stefan Bittner:
Learning by Dewey? John Dewey und die Deutsche Pädagogik 1900-2000.
Bad Heilbrunn: Klinkhardt 2001. 260 S.
sFr. 54.80, € 30.60
ISBN 3-7815-1118-9

Michael Böhler et al. (Hrsg.): Republikanische Tugend

Ein wichtiges Dokument der schweizerischen Aufklärungsforschung

■ Béla Kapossy

Noch vor wenigen Jahrzehnten schien es kaum Gründe zu geben, "Die Aufklärung" nicht als kohärente Einheit der europäischen Geistesgeschichte zu akzeptieren. Die neuere Forschung hat sich mittlerweile von diesem monolithisch scheinenden Aufklärungsbegriff distanziert und die klassischen, philosophiegeschichtlichen Studien durch eine Vielzahl von historisch wesentlich genaueren Studien zu ergänzen vermocht. Dabei wurde nicht nur der gängige Kanon der "Grossen Denker" gezielt in Frage gestellt, es wurde zugleich auch versucht, die Aufklärung von Perspektiven aus anzugehen, die nicht einzig und allein auf Frankreich gerichtet waren, sondern gerade die kulturellen und politischen Eigenarten der einzelnen Regionen Europas zu erfassen suchten. Die Erforschung Schottlands im achtzehnten Jahrhundert, die seit den siebziger Jahren mit viel Erfolg vorangetrieben wird, hat hier exemplarischen Charakter. War es vor fünfzig Jahren noch undenkbar von einer schottischen Aufklärung zu sprechen, so gibt es heute bereits Forschungsanstalten, Kongresse und Studiengänge, die sich ausschliesslich diesem Thema widmen und die dazu geführt haben, dass die *Scottish Enlightenment Studies* inzwischen eine zentrale Rolle innerhalb der europäischen Aufklärungsforschung übernommen haben. Ähnliche Entwicklungen lassen sich auch für Deutschland, England und zu einem etwas geringeren Masse auch für Italien und Holland feststellen.

In der Schweiz hingegen hat die neuere Aufklärungsforschung erstaunlich lange auf sich warten lassen. Umso mehr muss das Erscheinen des vorliegenden Bandes begrüsst werden. Auf über sechshundert Seiten und in fünf Sektionen eingeteilt werden hier die Beiträge zur zweiten internationalen Tagung über Schweizer Aufklärung vorgestellt, die vom 7. bis 11. September 1998 auf dem Monte Verità, in Ascona, stattfand. Die Ascona Konferenz, wie die vorangehende erste Tagung im März 1997 in Los Angeles, war Bestandteil eines grösseren schweizerisch-amerikanischen Kooperationsprojekts, welches die seit nunmehr zehn Jahren existierende Schweizerische Gesellschaft für die Erforschung des 18. Jahrhunderts in Zusammenarbeit mit dem Center for 17th and 18th Century Studies der University of California durchführte. Die Idee, welche diesem Kooperationsprojekt zu Grunde lag, war so löblich wie ambitiös: nämlich die europäische Bedeutung der schweizerischen Aufklärung einem internationalen Publikum vor Augen zu führen und gleichzeitig eine regelrechte Renaissance der schweizerischen Aufklärungsforschung einzuleiten. Ausländische Forscher haben sich bereits seit längerer Zeit für schweizerische Themen interessiert gezeigt, gerade auch für die Geschichte der schweizerischen Pädagogik, und haben auch wiederholt darauf hingewiesen, dass in schweizerischen Archiven noch grosse Mengen von unentdeckten Schätzen zu heben seien.

Dass das Konzept einer spezifisch schweizerischen Aufklärung nicht alle Forscher zu überzeugen vermag, wurde bereits bei der ersten Tagung deutlich, wo sich mehrere Stimmen gegen eine Zerstückelung der Aufklärung in ihre regionalen Komponenten aussprachen und für die Beibehaltung einer "traditionelleren" Auffassung von Aufklärung im Sinne einer internationalen, programmatischen Denkströmung plädierten. Ob eine konfessionell gespaltene, politisch labile und zudem resolut mehrsprachige Schweiz wirklich eine eigene und einheitliche Variante von Aufklärung präsentiert und ob es sinnvoll ist, die Aufklärung ausschliesslich in einem "National Context" zu untersuchen, sind wichtige Fragen, die in der Tat gestellt werden müssen und von Historikern auch seit län-

gerem diskutiert werden. Die in diesem Zusammenhang wohl interessanteste Debatte wurde vor einigen Jahren zwischen John Pocock und dem in Oxford lehrenden Historiker John Robertson geführt. In seinem 1997 erschienenen Aufsatz 'The enlightenment above national context: Political economy in eighteenth-century Scotland and Naples' (Historical Journal 40(1997, S. 667-697) geht Robertson der Frage nach, inwiefern es für Historiker – gerade auch für Historiker, die sich, wie Robertson selbst, mit einzelnen Ländern befassen – überhaupt noch möglich sei, den Begriff Aufklärung zu verwenden, ohne dabei unerwünschte Anleihen bei einem teleologisch und weitgehend philosophiegeschichtlich geprägten Aufklärungsbegriff zu machen, welcher von Pocock wiederholt attackiert worden war. Robertson vertritt die Ansicht, dass es sich selbst als Historiker durchaus mit dem Begriff Aufklärung hantieren lässt, dass dieser jedoch nicht in philosophiegeschichtlichen oder nationalstaalichen Kategorien definiert werden darf, sondern in Kategorien der politischen Ökonomie (wie diese im achtzehnten Jahrhundert verstanden wurde), aus dem einfachen wie einleuchtenden Grund, weil die Wirtschaft das einzig wirklich gemeinsame und verbindende Element innerhalb der europäischen Staatenwelt darstellte.

Wenn man dies nun auf den Fall der schweizerischen Aufklärung anwenden möchte, so würde das ungefähr zu folgenden Schlussfolgerungen führen: Entscheidend ist somit nicht, ob die Schweiz im achtzehnten Jahrhundert Denker vorzuweisen hat, die einem Diderot, Voltaire, Hume, Herder oder Kant das Wasser reichen können; ob es ein schweizerisches Pendant zur Pariser Salonkultur gab; ob sich auch in der Schweiz die Entwicklung einer bürgerlichen Gesellschaft und öffentlichen Meinung abzuzeichnen begann; oder ob die Schweizer Erziehungsdebatten denjenigen im Ausland die Stange zu halten vermochten. Viel wichtiger hingegen scheint, ob innerhalb der europäischen Debatte zur politischen Ökonomie eine spezifisch schweizerische Position auszumachen ist, die auch von Zeitgenossen im Ausland ausdrücklich als solche erkannt wurde; und ob es spezifisch schweizerische Lösungsvorschläge gab, wie die sozialen, politischen und kulturellen Auswirkungen einer zunehmenden wirtschaftlichen Rivalität zwischen den Staaten am besten zu steuern oder gar zu mildern seien.

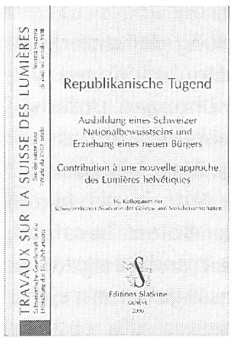
Dass die Schweiz innerhalb dieser Debatten tatsächlich eine Sonderstellung inne hatte, wird aus den zahlreichen Aufsätzen in diesem Band deutlich. Einerseits hatten die Schweizer Kantone regen Anteil am europäischen Wirtschaftsleben und waren gerade auch in den europäischen Kapitalmarkt weitgehend integriert. Anderseits besassen die schweizerischen Kantone politische und finanzpolitische Strukturen, die sich deutlich von denjenigen ihrer umliegenden Nachbarn unterschieden. So waren die Schweizer Kantone, im Gegensatz zu den allermeisten übrigen Staaten, nicht nur schuldenfrei, sondern bezogen in einzelnen Fällen sogar erkleckliche Summen von ihren im Ausland angelegten Geldern. Aber auch ihre Grösse sowie die Tatsache, dass sie keinen direkten Zugang zum Meer hatte, trug dazu bei, dass die Konföderation im achtzehnten Jahrhundert als Sonderfall Europas betrachtet und mit grossem Interesse studiert wurde. Die Frage, der sich viele Schweizer Denker des achtzehnten Jahrhunderts zu stellen hatten, hat dabei kaum an Aktualität eingebüsst: nämlich ob und inwiefern die Schweiz an der europäischen wirtschaftlichen Entwicklung teilhaben kann, ohne gleichzeitig ihre innere und äussere Position grundlegend zu gefährden. Wie die Beiträge deutlich zeigen, erforderte dies nicht nur eine detaillierte und kritische Überarbeitung der grossen europäischen Debatten des siebzehnten Jahrhunderts über Naturrecht und Staatsrecht, es erforderte auch grundlegende Überlegungen, ob und inwiefern die Idee einer Marktgesellschaft, wie sie besonders von Naturrechtsdenkern und neo-augustinischen Theologen in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts entwickelt worden war, mit der Politik im Allgemeinen und der schweizerischen stadt-staatlichen Ordnungspolitik und republikanischen politischen Kultur im Besonderen zu vereinbaren sei. Besonders auffallend ist nicht nur, dass die schweizerischen moralphilosophischen, politischen, wirtschaftlichen und pädagogischen Debatten auf teilweise höchstem Niveau abgehalten wurden und in gewissen Fällen sogar das *cutting edge* der europäischen Debatten darstellten. Beim Durchlesen der über dreissig Artikel wird auch deutlich, wie breit gefächert und vielfältig sich diese Debatten präsentierten und wie sehr sich einzelne Positionen von einem Ort zum nächsten unterscheiden konnten.

Gerade für Forscher, die sich mit der Geschichte und Entwicklung der Pädagogik in der Schweiz beschäftigen, dürfte der vorliegende Band von grossem Interesse sein. Dass die schweizerische pädagogische Tradition nicht einzig und allein auf Pestalozzi zurückgeführt werden kann, ist inzwischen selbst für orthodoxe Pestalozzianer ein offenes Geheimnis. Dass Pestalozzi mit seinen erzieherischen Bemühungen jedoch bloss einen unter vielen gleich- oder ähnlich gesinnten Reformern darstellte und zudem seine Beiträge nicht immer zu den originellsten gerechnet werden können, wird häufig zu wenig berücksichtigt. So muss es den Herausgebern und Autoren dieses Bandes besonders angerechnet werden, einige von Pestalozzis Gesinnungsgenossen, wie die Initianten der Pflanzschule Haldenstein, Ulysses von Salis-Marschlins, Martin Planta, Johann Peter Nesemann, den Luzerner Staatsmann Franz Urs Balthasar, seinen Basler Mentor Isaak Iselin, den Berner Magistraten Niklaus Emanuel Tscharner sowie seinen Zürcher Freundeskreis, schärfer ins Bild gerückt und somit auch Pestalozzis frühem intellektuellem Umfeld greifbarere Konturen verliehen zu haben. Das eigentliche Interesse der Sammlung liegt jedoch weniger darin, dass hier

Pestalozzis Weggefährten und Vorgänger erneut in Erinnerung gerufen werden und dass auf die absolute Zentralität des Themas "Erziehung" für die schweizerischen intellektuellen Debatten des achtzehnten Jahrhunderts hingewiesen wird. Vielmehr liegt das Interesse des Sammelbandes gerade darin, dass hier die frühen erziehungstheoretischen Debatten einem bestimmten historischen und intellektuellen Kontext zugewiesen und als Teil eines wesentlich weitläufigeren Diskurses über die mögliche Reform der Schweizer Republiken identifiziert werden. Damit erfolgt, zumindest was die Geschichte der schweizerischen Pädagogik betrifft, eine deutliche Gewichtsverlagerung vom neunzehnten ins achtzehnte Jahrhundert. Zugleich erscheint die frühe Erziehungsbewegung in einem wesentlich politischeren Licht, ging es doch, den Herausgebern zufolge, hier nicht bloss um die Bekämpfung des Analphabetentums oder soziale Disziplinierung, sondern um nichts Geringeres als "die Erziehung eines neuen Bürgers" und die "Ausbildung eines Schweizer Nationalbewusstseins". Die Frage, inwiefern diese hoch gesteckten Ziele auch tatsächlich erreicht wurden und welche Hindernisse einer solch neuen Bürgerbildung im Wege standen, wird von den Autoren mit jeweils grosser Sachkenntniss besprochen. Zu den Hindernissen, bereits auf rein praktischer Ebene, gehörten neben den fortwährenden Spannungen zwischen Stadt und Untertanengebiet vor allem auch der unterschwellige Konflikt zwischen den einzelnen Stadtstaaten selber, was jegliche gesamtschweizerische Reformversuche als suspekt und aufwieglerisch erscheinen liess. Aber auch theoretische Uneinigkeiten, wie dies gerade an der Entwicklung der anfänglich viel versprechenden Helvetischen Gesellschaft verdeutlicht wird, sorgten dafür, dass die Schweizer Reformdebatten einen stark fragmentierten, wenn nicht sogar polarisierten Charakter beibehielten. So mussten besonders die sehr unterschiedlichen Einschätzungen von der möglichen Zukunft der Schweiz innerhalb Europas, der schweizerischen Wettbewerbsfähigkeit und der territorialen Sicherheit, zu diametral entgegengesetzten pädagogischen Ansätzen führen, vor allem wenn es darum ging zu entscheiden, welche Art von Tugend und republikanischer Gesinnung den neuen Schweizer Bürgern eingepflanzt werden sollte.

Die enge Verschränkung von politischen und wirtschaftspolitischen, sogar militärisch-strategischen Überlegungen, und pädagogischem Denken, auf die in verschiedenen Beiträgen wiederholt einleuchtend hingewiesen wird, macht deutlich, dass keine der frühen schweizerischen Erziehungstheorien gehörig verstanden werden kann, wenn sie ausserhalb des dazugehörigen historischen und ideengeschichtlichen Umfeldes untersucht wird. Fragen wie diese, warum ausgerechnet die Schweiz eine solche Experimentierfreudigkeit in Sachen (Volks-)Erziehung zeigte und warum sich viele Schweizer gerade für eine bestimmte Art von Erziehungsstrategie interessierten, können somit nur dann einigermassen befriedigend beantwortet werden, wenn man sich die parallel dazu stattfindenden politisch-ökonomischen und philosophischen Debatten vergegenwärtigt.

Gerade in dieser Hinsicht sollte der vorliegende Band zum unabdingbaren Arbeitsinstrument für all diejenigen Forscher werden, die sich ein besseres Bild von der Vielseitigkeit der schweizerischen Aufklärung machen möchten. Gleichzeitig eröffnet der Band eine grosse Fülle von Material für all jene Republikanismus-Forscher, die verstehen wollen, wie die letzten "real-existierenden" Binnen-Republiken Europas wirklich funktionierten, wie sie sich den Herausforderungen der wirtschaftlichen Entwicklung in Europa zu stellen versuchten und welche Rolle dabei der sich entwickelnden Pädagogik zugedacht wurde. Wenn man von einzelnen wenigen Schwachstellen absieht, die sich bei Publikationen dieser Art kaum vermeiden lassen, so stellt der Band 'Republikanische Tugend' sicherlich eines der wichtigsten Dokumente der neuen schweizerischen Aufklärungsforschung dar. Zu hoffen bleibt nur, dass die begonnene Arbeit mit demselben Elan weitergeführt wird, wie dies in den letzten Jahren geschehen ist, und dass der Schweizer Aufklärung innerhalb der europäischen Forschung auch die Rolle zugesprochen wird, die ihr zweifellos gebührt.



Michael Böhler/Etienne Hofman/Peter Hanns Reill/Simone Zurbuchen (Hrsg.): Republikanische Tugend. Ausbildung eines Schweizer Nationalbewusstseins und Erziehung eines neuen Bürgers.
Genève: Editions Slatkine 2000. 623 S.
sFr. 100.–, € 69.40
ISBN 2-05-101828-6

Ursula Meyerhofer: Von Vaterland, Bürgerrepublik und Nation

Der Republikanismus in sein diskursives Recht gesetzt

■ Esther Berner

Die politische Geschichte der Schweiz im 19. Jahrhundert wird gerne auf die Eckdaten 1830 und 1848 als Erfolgsstory des politischen Liberalismus reduziert. Was die Zeit vor 1830 anbelangt, ist man nun in der Geschichtsschreibung immerhin von einer Abwertung der Helvetik als Intermezzo französischer Fremdherrschaft bzw. Bewertung als unbedeutend für die politische Entwicklung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts abgerückt. Noch weniger differenziert als die Genese wird die Tatsache hinterfragt, was die Glieder

eines Staatenbundes, die ihre politische und konfessionelle Gespaltenheit noch 1847 mit Waffendrohungen an den Tag legten, in den folgenden Jahrzehnten zusammenhielt – die Rede von der Willensnation jedenfalls vermag dies lediglich im Nachhinein zu erklären und war den damaligen Akteuren noch unbekannt.

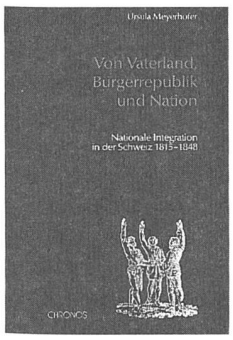
Ausgehend von zeitgenössischen publizistischen Äusserungen geht Ursula Meyerhofer in ihrer Dissertation der Frage nach der notwendigen "Vorarbeit" zur Gründung sowie für das Bestehen der modernen Schweiz nach und bestätigt mit ihrer Antwort die These, dass bereits in den Jahrzehnten vor 1848 längerfristig ein nationales Selbstverständnis entstanden und befestigt worden sein musste, das über die offensichtlich stark divergenten politischen Positionen hinweg den Zusammenschluss ermöglichte. Als Quellenmaterial stützt sich die Autorin auf den 'Schweizerischen Republikaner', den 'Schweizer-Boten' und den 'Waldstätter-Boten', drei Zeitungen, die ihre liberal-radikale bzw. liberale bzw. konservative Position je dezidiert vertreten haben und so einen breiten öffentlichen Diskurs im gesamten politischen Spektrum kontinuierlich zu verfolgen erlauben. Ihre Analyse der jeweiligen nationalen Selbstwahrnehmungen und -zuschreibungen zeigt, dass es sich bei dem Weg hin zur "modernen" Schweiz um einen Prozess handelt, der sich auf die patriotischen Reformbemühungen im 18. Jahrhundert zurückführen lässt, der angesichts der nicht ganz freiwilligen Einbindung der unterlegenen Partei nach der Bundesstaatsgründung mit weiteren identitätsstiftenden Bemühungen unterhalten werden musste und in dessen Verlauf das Jahr 1848 lediglich eine geringfügige Zäsur bedeutet.

Im ersten Kapitel arbeitet die Autorin, sich hier in erster Linie auf den 'Schweizer-Boten' berufend, mit den Begriffen *Bürgerlichkeit* und *Patriotismus* ein gemeinsames Identifikationsangebot mit spezifischen Tugendforderungen heraus; die entsprechenden Werte bildeten gemäss ihrer Interpretation *die* Voraussetzungen für die dauerhafte Errichtung des auf demokratischer Repräsentation beruhenden Bundesstaats. Anhand von Zitaten, die die literarisch-volkserzieherische Versiertheit des Herausgebers Heinrich Zschokke beweisen, macht Meyerhofer sichtbar, dass der in seiner Argumentation zentrale Begriff des Bürgers im Gegensatz zu einer sozioökonomischen Definition mit Tugenden und Pflichten verbunden war, der die Zugehörigkeit zu einer frei wählbaren machte. Die gemeinsame Überzeugung, Bürger zu sein – denn der Begriff vermochte somit sämtliche Schichten anzusprechen –, erzeugte ein Bewusstsein der Zusammengehörigkeit. Die Propagierung patriotischer Tugenden weist Meyerhofer als eine Neubelebung der bereits im 18. Jahrhundert von den "Patrioten" und in den entsprechenden gemeinnützigen Sozietäten formulierten republikanischen Gesinnung aus. Neben Freiheit und Eintracht gehörte dazu insbesondere eine der Selbstsucht als Gemeinsinn entgegengestellte Opferbereitschaft, die sich im ökonomischen Bereich mit einer in Effizienzstreben und Rationalität begründeten Arbeitsmoral verband. Vaterlandsliebe und bürgerliche Arbeitsmentalität präsentieren sich in der im 'Schweizer-Boten' entfalteten Wertewelt als der Einsatz für die politische Teilhabe und wirtschaftliche Freiheit des Bürgers.

Das zweite Kapitel zeigt die Orte der Repräsentation von Bürgerlichkeit, wie sie vorangehend definiert wurde. Auch hier, in der Inszenierung von Sänger-, Schützen-, Jugend- und anderen Festen, treten die republikanischen Wurzeln der gemeinhin als liberal umschriebenen Bewegung der 30er und 40er Jahre offen zutage. Der von der Autorin verwendete diskursanalytische Ansatz erweist sich etwa in der Analyse der Legierung religiöser und vaterländischer Elemente als fruchtbar, vor allem aber im Hinblick auf die Offenlegung der Konstruktionen einer "nationalen" Geschichte, der die integrative Schlüsselfunktion zukommen sollte. Es zeigt sich dabei, dass dieselben Symbole und Stereotype die Rhetorik aller politischen Lager bestimmten, semantisch aber noch deutlich verschiedene Prägungen erhielten. Der selektive Einsatz und die heterogene Verwendung der Mythen je nach politischem und konfesionellem Standpunkt zeugen davon, dass in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts noch kein einheitliches historisches Bewusstsein existierte.

Im dritten Kapitel folgert die Autorin angesichts der vorangegangenen missglückten Bemühungen um eine eidgenössische Verfassung und der zunehmenden politischen Spaltung, dass es ein sich nun allmählich konsolidierendes Geschichtsverständnis und das im Vorfeld von 1848 (gerade auch publizistisch) vermittelte Republikverständnis, die Herstellung einer entsprechenden "gemeinsamen Sprache" (S. 193), waren, die den Zusammenschluss schliesslich dauerhaft ermöglichten.

Als "Sonderfall" mag dabei gelten, dass die Eidgenossenschaft ihre Überlebenschance daraus bezog, dass sie sich unter den zwischen den Parteien konkurrierenden Semantiken von "Nation" und "Bund" für den letzteren Begriff entschied. Damit verbindet die Autorin im Schlussteil die Frage: "Ist es Liberalismus, der gestaltend wirkte (sic!) oder handelt es sich um ein republikanisches Bürgerkonzept?" (S. 210) Ihre Dissertation stellt im Hinblick auf diese Frage eine differenzierende Bereicherung dar, die von der pädagogischen Forschung nicht unberücksichtigt bleiben sollte. Denn auch bezüglich der in diesem geschichtlichen Zusammenhang verorteten Entstehung des schweizerischen öffentlichen Bildungssystems bliebe, um die Entwicklung vom 18. zum 19. Jahrhundert besser zu verstehen, noch genauer zu überprüfen, inwiefern die Rede vom liberalen Ursprung gegenüber einem republikanischen Konzept von Bürgerbildung zu relativieren wäre.



Ursula Meyerhofer:
Von Vaterland, Bürgerrepublik und Nation. Nationale Integration in der Schweiz 1815-1848.
Zürich: Chronos 2000. 237 S.
sFr. 42.-, € 26.-
ISBN 3-905314-01-0

Marjan Schwegman: Maria Montessori

Die Firma Montessori & Sohn: Kratzer im Lack der Firmengeschichte

■ Alois Suter

Maria Montessori ist – wie Rudolf Steiner – bis heute doppelt präsent in der pädagogischen Landschaft: durch eine Vielzahl von Schriften und durch eine auf ihren Namen lautende Bewegung, die alternativ zum staatlichen Angebot Kindergärten und Schulen betreibt und die das Andenken an ihre Stifterin hochhält, meist so hoch, dass historische Forschung sich erübrigt. Kommt hinzu, dass sich 2002 Montessoris Todestag zum 50. Mal jährt, was uns wohl eine Reihe von Publikationen bescheren wird, die sich mit dieser Person und ihrem Werk beschäftigen. Das vorliegende Buch könnte so gesehen ein Einstieg in das Gedenkjahr sein, auch wenn es keinen bestimmten Anlass für sein Entstehen nennt, noch sich einer bestimmten Forschungsrichtung verpflichtet. Aus dem Nachwort wird deutlich, dass Schwegman die Biografie von Montessori für "ein breiteres Publikum als das strikt akademische" rekonstruieren und interpretieren will. Die Autorin interessiert, "weshalb Montessoris Lebensgeschichte gerade diese Form angenommen hat" (S. 205), wobei sie zu Recht festhält, dass die Geschichtsschreibung zu Montessori bisher dem Genre der Heldengeschichte gefolgt ist; diese zu "demaskieren", sei aber nicht ihr Ziel.

Montessoris Leben wird in acht Kapitel sequenziert. Auffallend dabei ist, dass der Schwerpunkt auf die erste Lebenshälfte (1870-1910) gelegt wird, die in fünf Kapiteln geschildert wird und Montessoris Weg bis zur Entdeckung ihrer Methode beinhaltet. Dem Siegeszug der Methode durch Europa, die USA und Indien sind die drei restlichen Kapitel gewidmet. Dieses Ungleichgewicht kontrastiert zur Quellenlage, die für den frühen Zeitraum deutlich schlechter ist als für die zweite Lebenshälfte. Hier zeichnet sich ein Problem ab, das zusätzlich verschärft wird durch die Weigerung der Association Montessori Internationale (AMI) in Amsterdam, ihr Archiv für Forschungen zu öffnen (S. 205).

Schwegman hält denn auch einleitend fest, es sei "schwierig, sich eine Vorstellung von dem Kind zu machen, das Maria Montessori einmal war" (S. 9). Gesicherte Fakten zu den ersten 12 Lebensjahren gibt es wenige, und sie sind kaum aussagekräftig; die überlieferten Anekdoten dienen ausnahmslos der Legendenbildung. Dennoch macht Schwegman eine Reihe von Aussagen zur Kindheit wie "ein aussergewöhnliches Kind" (S. 11), "stellt sich uns auch Marias Kinderzeit als leer und wüst dar" (S. 19), eine Zeit geprägt vom "Kampf zwischen dem Erwachsenen und dem Kind" (S. 23), "zweifellos ein begabtes Kind" (S. 26). Die einzige Tochter litt "unter den starken und gleichzeitig widersprüchlichen Anregungen" der Eltern (S. 27). Damit greift Schwegman zur (spekulativen) Krücke, aus späteren Äusserungen Montessoris zu Kindheit autobiografische Rückschlüsse zu ziehen. Verbürgt und für Mädchen damals ungewöhnlich ist Montessoris Besuch der Reichstechnischen Schule Buonarotti und des Instituts Leonardo da Vinci in Rom (1883-1890), aber über die Motive für diese atypische schulische Laufbahn tappen wir im Dunkeln, ebenso über ihren Entscheid, Medizin zu studieren, denn ihre eigene, dem ersten Biografen Standing erzählte Erklärung taugt kaum (S. 46f.).

Da Montessoris Biografie vor allem durch Rita Kramers Arbeit (New York 1976; Frankfurt/München 1977) bekannt sein dürfte, seien hier einige das bekannte Bild korrigierende und weiterführende Hinweise von Schwegman angeführt. Nachweislich falsch und der lebenslangen heroischen Selbststilisierung zuzuweisen ist Montessoris Behauptung, sie sei die erste italienische Medizinstudentin gewesen (S. 38f.). Montessoris Weg in die Pädagogik führte bekanntlich von der Psychiatrie über die Arbeit mit behinderten Kindern zur Erziehung "normaler" Kinder. Schwegman zeigt sehr schön, dass sie diesen Weg nicht allein, wie von ihr suggeriert, sondern in einem Team von Ärzten, angeregt und begleitet durch internationalen Fachaustausch, beschritten hat (S. 57ff.). Dazu gehört auch die meist verschwiegene Tatsache, dass Montessori die Scuola Ortofrenica mit ihrem Geliebten Montesano gegründet und geleitet hat, der sie nach ihrem Ausscheiden 1901 allein weiterführte. Als "weissen Fleck" in der Heldengeschichte bezeichnet Schwegman das Schweigen Montessoris zur eigenen Schwangerschaft, derweil sie als Referentin und Dozentin vehement für "vollkommene Offenheit in Sachen aller Fragen plädierte, die mit Schwangersein und Mutterschaft zu tun hatten" (S. 65). Einige kolorierende Hinweise finden sich im Buch dazu – restlos klärend sind sie nicht.

Montessori hat ihre pädagogische Methode wie eine Erfindung mit Patentanspruch vertreten, eine Erfindung, die ihr nach einer längeren Phase der (Arbeits-)Stille als plötzliche Erleuchtung bei der Lektüre und Übersetzung von Séguins Buch gekommen sei. Schwegman zeigt, dass die angeblich meditativen Jahre (1901-1907) von vielseitiger, suchender Aktivität geprägt waren und dass das Buch von Séguin durch die Studentin Paola Boni Fellini übersetzt wurde (S. 84ff.). Ihre Anstellung und das Ge-

halt als Dozentin an der Frauenschule bzw. Universität Rom gab Montessori nicht, wie behauptet, 1910 auf, sondern behielt sie bis zur Entlassung 1917 bzw. 1929 (S. 124; S. 135; S. 156).

Bisher biografisch wenig beleuchtet ist Montessoris Engagement im faschistischen Italien. Schwegman zeichnet dies unter Beizug von Archivmaterialien in den Grundzügen nach (S. 169ff.), enthält sich aber politischer Wertungen. Ein faschistischer Spion soll Maria und Mario Montessori als "Firma Montessori & Sohn" bezeichnet haben (S. 174), eine prägnante Kurzfassung dessen, was die zehnjährige Kooperation mit Mussolini (1924-34) bezweckte: Ein Tauschgeschäft mit beidseitigen Profiten. Ausgestiegen aus dieser auch persönlichen Beziehung mit Mussolini ist Montessori nicht aus politischen Erwägungen. Sie verlor den massgebenden Einfluss auf die von Mussolini 1928 für sie geschaffene Regia Scuola Magistrale di Metodo Montessori und wurde bei einem Referat 1934 in Rom von Zuhörern gestört.

Schwegmans Biografie ist keine Fortsetzung des Mythos Montessori. Sie zeigt Schwächen der "Heldin" auf, die ihre Methode als Monopol weltweit verwerten will und sich als konfliktunfähig erweist, sobald kritische Fragen zu ihrer Arbeit gestellt werden (S. 110f.); sie zeigt sie als Diva, Primadonna und in ihre Auftritte verliebte Meisterin, die Schwächen ihres Konzeptes nicht sehen will (S. 122f.; S. 192), als Tochter, die sich lebenslang nicht lösen kann von ihrer Mutter Renilde (S. 128ff.), als Mutter, die ihren eigenen Sohn weggibt, lebenslang öffentlich verleugnet und nach dem Tod der Mutter eine symbiotische Beziehung zum Sohn eingeht, die lebensnotwendig wird (S. 6; S. 133; S. 204); sie zeigt Montessori als Suiten liebende Aristokratin mit dem Riecher für finanzkräftige, ihr Geschäft protegierende Gönner, wo immer sie hinkommt; eine Frau, die es nicht versteht, dass Mussolini ihr und Mario kein vom Staat bezahltes Bahn- und Flugabonnement besorgt (S. 179) und die bei der Internierung in Indien 1940 ihre Unantastbarkeit verletzt sieht (S. 194).

Aber das Buch ist mitnichten eine kritische Demontage. Wenig überzeugend fällt beispielsweise die Schilderung der Geburt des Sohnes Mario und der Beziehung zu dessen Vater Montesano aus: "Die Geschichte ihrer Beziehung ist geheimnisumwittert ... ihre Schwangerschaft [blieb] offensichtlich unbemerkt, ebenso Marios Geburt" (S. 61). Wenn man bedenkt, welche Aufmerksamkeit Montessori als einzige Ärztin täglich bei ihren Arbeitskollegen gefunden haben muss, ist eine solche Darstellung nicht glaubhaft. Seltsam nachsichtig bleibt Schwegman mit Montessoris Ausstieg aus der Frauenbewegung; dies sei bekannt und "schlecht dokumentiert" (S. 55). Zufall oder nicht – das Engagement endet genau nach 1908, als sie mit ihrer pädagogischen Arbeit berühmt wird und eigene Plattformen erhält (S. 111). Schlichtweg nicht nachvollziehbar ist die Deutung eines Bildes (Madonna della Sedia, von Raffael), das in Analogie zu einer Foto von Montessori mit Kind gesetzt wird (S. 118ff.).

Das Buch kratzt da und dort am Lack der Heldin Montessori – eine Demaskierung war nicht beabsichtigt und ist daraus nicht geworden.

Marjan Schwegman:
Maria Montessori. 1870 – 1952. Kind ihrer Zeit. Frau von Welt.
(aus dem Niederländischen von Verena Kiefer)
Darmstadt: Primus Verlag 2000. 223 S.
sFr. 46.-, € 24.90
ISBN 3-89678-220-7

Claudia Honegger/Caroline Arni (Hrsg.): Gender – Die Tücken einer Kategorie

Eine Entdeckung für die pädagogische Historiographie

■ Sabina Larcher Klee

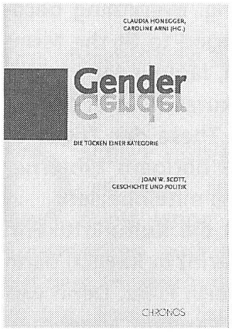
Der schmale Reader versammelt die Beiträge von Joan W. Scott, Rosi Braidotti, Francine Muel-Reyfus und Claudia Opitz zum Symposium 'Gender, History & Modernity' anlässlich der Verleihung des Hans-Siegrist-Preises 1999 der Universität Bern an Joan W. Scott. Die Fremdbeiträge würdigen das innovative und kritische Schaffen der amerikanischen Historikerin, ohne deren zentralen Aufsatz 'Gender – eine nützliche Kategorie der historischen Analyse' von 1986 beispielsweise Frauen- und Geschlechtergeschichte im deutschsprachigen Raum kaum denkbar ist (Opitz, S. 95). Der grundlegende Aufsatz von Scott zur Konzeptualisierung und Problematisierung der Kategorie *gender* ermöglichte und ermöglicht im Wesentlichen die Weiterentwicklung von Geschlechtergeschichte in theoretischer, methodologischer und inhaltlicher Sicht. Dem Dekonstruktivismus in Theorie und Methode verpflichtet, fordert Scott darin eine stärker historisierende Perspektive in feministischen Analysen, um die bis anhin zu stark betonte Binarität und Konstanz der Zweigeschlechtlichkeit aufheben zu können. In ihren darauf folgenden Aufsätzen und Studien bleibt sie weiterhin eine unbequeme Denkerin: Sie macht wiederholt darauf aufmerksam, dass feministischem Denken das Paradox der Geschlechterdifferenz immanent ist, indem der Rekurs auf "Frauen" die zu überwindende Differenz gleichzeitig schafft (S. 9). Diese Position weiterführend, macht Scott deutlich, dass Übersichtlichkeit in der Analyse von Geschlechterverhältnissen anhand der Kategorie *gender* nicht ohne Einbusse an Kritikpotential und Kreativität im Denken zu haben ist. Diesen Ansatz nimmt sie in ihrem in Deutsch und Englisch abgedruckten Beitrag zum Symposium 'Die Zukunft von *gender*. Fantasien zur Jahrtausendwende' wieder auf. So problematisiert die

Preisträgerin denn auch selbstkritisch, und bewusst gegen einen breiten feministischen Konsens (S. 42), die Einführung wie auch die Rezeption der Kategorie und fragt dezidiert nach deren Zukunft. In Auseinandersetzung mit der Entwicklung des Konzepts *gender* in unterschiedlichen Kontexten, der Darlegung der wechselseitigen Abhängigkeit der Begriffe *sex – gender* in Rekurs auf die Diskussion um die erstarkende Evolutionspsychologie sowie deren problematischen Implikationen für feministische Kritik stellt sie fest, dass *gender* als Analysekategorie deutlich Grenzen gesetzt sind. Durch die Ausblendung der Geschichtlichkeit der Geschlechtlichkeit werde die Opposition weiblich/männlich essentiel verstanden, so dass es an "Trennschärfe in konzeptuellen Unterscheidungen" zwischen biologischem und sozialem Geschlecht (S. 45) fehle. Kurz: *gender* habe den "Nimbus sozialwissenschaftlicher Neutralität" (S. 55) angenommen und seine subversiven Qualitäten verloren. Als Ausweg schlägt Scott vor, nach weiterführenden Begriffen und Theorien zu suchen, welche es ermöglichen sollen, die routinisierten Annahmen in der Bearbeitung der Thematik von Geschlechterdifferenz und sozialen Beziehungen zu durchbrechen, ohne die mit *gender* verbundenen Ideen zu unterlaufen.

Die Beiträge von Rosi Braidotti 'On Conceptual Personae and Historical Narratives. A Comment on History and Poststructuralist Philosophy' und Francine Muel-Reyfus 'Le genre: une catégorie légitime de la sociologie politique' würdigen das eigenständige und anregende Denken von Joan Scott für die Disziplinen Philosophie und politische Soziologie. Braidotti bezeichnet die Historisierung der Interpretation, der Wirklichkeit und des historiographischen Diskurses selbst als wichtigen Beitrag Scotts: "J. Scott turns history into a verb" (S. 68). Damit eröffne sie der Disziplin ein wichtiges Moment kritischer Analyse. Muel-Reyfus nimmt die Anregungen Scotts zur Analyse der Verknüpfungen von *gender* und Politik sowie der Symbolisierung von männlich/weiblich und der Symbolisierung der Macht auf und bearbeitet damit konkret den Fall des Vichy Regimes hinsichtlich dessen Konstruktion eines Weiblichkeitsmythos und dessen staatstragender Funktion und Wirkung in der politischen wie auch sozialen Ideologie des Regimes.

Der Beitrag von Claudia Opitz 'Gender – eine unverzichtbare Kategorie der historischen Analyse. Zur Rezeption von Joan W. Scott in Deutschland, Österreich und der Schweiz' verfolgt die Aufnahme von und Auseinandersetzung mit Scotts bereits erwähntem Beitrag 'Gender – eine nützliche Kategorie der historischen Analyse' von 1986 im deutschsprachigen Raum. Die Autorin leistet mit diesem Beitrag einen wichtigen Überblick und eine Standortbestimmung der Entwicklung der Frauen- und Geschlechtergeschichte, welche sie als kritische Lektüre und nicht als "empirische Korrektur des Forschungsgegenstandes" (S. 109) verstanden haben will. So hält sie mit Scott fest, dass mit der Analyse der "Effekte dominanter Interpretationen von Geschlecht in der Vergangenheit" (ebd.) eine andere "Wirklichkeit" gewonnen werden kann.

Der Reader trägt dazu bei, einen Einblick in die laufende Diskussion und Auseinandersetzung um eine der zentralen Analysekategorien sozialer Beziehungen zu gewinnen. Die versammelten Beiträge zeigen deutlich auf, dass sich Begriffe ohne stetige und kritische Auseinandersetzung mit den theoretischen und methodologischen Grundlagen wissenschaftlichen Fragens und Arbeitens, wie sie Joan W. Scott etwa in ihren Studien leistet, verselbstständigen und fragwürdig, gar unbrauchbar werden. Es bleibt zu fragen: Wann wird Scotts Schaffen für die pädagogische Historiographie entdeckt?



Claudia Honegger/Caroline Arni (Hrsg.): Gender – Die Tücken einer Kategorie. Joan W. Scott, Geschichte und Politik.
Zürich: Chronos 2001. 122 S.
sFr. 30.-, € 17.90
ISBN 3-0340-0505-9

Diane Ravitch: Left Back

Über den Unterschied zwischen "guter" und "besserer" Erziehungsgeschichte

■ Marc Depaepe

Worin liegt der Unterschied zwischen der "guten" und der "besseren" Erziehungsgeschichte? In der Art der Erzählung, die man über die Geschichte der Pädagogik produziert? Oder in den dem Erzählten zu Grunde liegenden Annahmen? Vermutlich in beidem. Unleugbar gehört Ravitch zur Abteilung "guter" Erziehungshistoriker und -historikerinnen in den Vereinigten Staaten. Das beweist die Qualität der Erzeugnisse, die sie schon früher auf den Markt brachte.

Aber dennoch lässt sich nicht leugnen, dass Ravitch eine sehr kontroverse Autorin ist, was sich vor allem in der Debatte über den Revisionismus zeigte. In dieser Debatte meinte sie, die Linkserneuerer für ihren radikalen Angriff auf die Schule zurechtweisen zu müssen[1]. Das neue Buch knüpft daran an. Es sucht Anhaltspunkte aus der Vergangenheit, um ihr neues politisches Programm (sie war eine der Spitzenfunktionärinnen im *U.S. Departement of Education* während der Regierung Bush Senior) zur Neubewertung des Unterrichts zu bestätigen.

Ihre Verfahrensweise zu diesem Zweck ist durchaus professionell. Sie ist nicht nur geschickt darin, ihre Suche nach "Lehren" aus der Vergangenheit zu verschleiern – in der Einleitung sagt sie, dass von Nostalgie keine Rede sei ("*in fact there was never a*

Golden age") und dass wir in der Geschichte auf unsere aktuellen Probleme keine entsprechenden Antworten fänden –, sondern arbeitet auch, nach dem Vorbild ihres Lehrmeisters Lawrence Cremin, diese Geschichte aus sozial-historischer Perspektive auf.

Aber dennoch kann sie es nicht unterlassen, von Anfang an ihre Meinung über den amerikanischen Unterricht deutlich zu machen. Ihrer Meinung nach leidet er an der Konkurrenz der Medien, und er soll in diesem Kampf seine wesentliche Aufgabe zurückerobern: die Verantwortlichkeit für die Entwicklung der Intelligenz und des Charakters der neuen Generationen. Schulen sollen mehr leisten, als Kinder nur denken lehren, womit sie Worte Deweys wiederholt, ohne ihn zu zitieren. Es komme auf die "Werte" an: "Children today swim in a sea of images shaped by popular culture, electronic media, and commercial advertising. Everything becomes trivial, everything is packaged to fit the terms of celebrity and sensationalism, famous for a minute or two, then gone" (S. 17); kurzum, es ist die bekannte, etwas simplifiziernde These der "back to the basics"-Bewegung, die sie übrigens hinterher selber in ihre historische Analyse miteinbezieht.

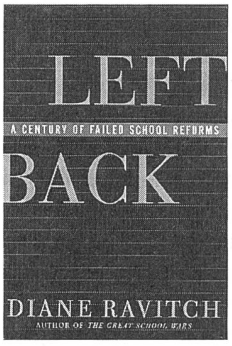
Auf den ersten Blick macht die Kulturkritikerin (oder besser Unterrichtspolitikerin) in Ravitch dann wieder der historischen Forscherin Platz. Denn was uns in den darauf folgenden Kapiteln angeboten wird, sind mehr oder weniger chronologisch geordnete Analysen über den pyramidalen Aufbau des amerikanischen Unterrichts, über die Rolle der Schule in der Gesellschaft, über das traditionelle "liberal arts"-Curriculum und die "new education" und über den damit verbundenen "progressivism", die Unterrichtspolitik, die mit der Reform rechnet; und auch über deren Legitimierung durch Experten, Psychologen und Pädagogen, über den fast überwältigenden und frechen Angriff der IQ-Bewegung, die Reformschulen und die Kritik an der Psychologie, die Stellung des öffentlichen Unterrichts in der ganzen Debatte, die Verluderung des Unterrichts durch die "soft pedagogy" der sechziger Jahre und – ja endlich – die "search for standards", womit sie sich ideologisch identifiziert.

Dabei werden Bruchstücke bekannter Erzählungen aus früheren Geschichten aufgereiht, bekommen die traditionellen Quellen ein neues Leben, und wer die ausführlichen Anmerkungen studiert, sieht zugleich, wie sich die Erziehungsgeschichte in den Vereinigten Staaten entwickelt hat. Eine wahrlich intelligente Synthese, obschon man natürlich hie und da an der Bearbeitung Kritik anbringen kann. Mich stört zum Beispiel, dass Testbewegung, Experimentaluntersuchungen, Dewey und noch einiges mehr ohne viel Gefühl für Differenzierungen auf den gemeinsamen Nenner der "progressive education" gebracht werden. Letzten Endes hätte sie hier die in Europa gängigen Verfeinerungen benutzen können, wie beispielsweise den Unterschied zwischen "pédagogie expérimentale" und "pédagogie experiencée"[2].

Aber vielleicht ist das ein Menetekel, denn der "Progressivismus" ist als Vorläufer der "soft pedagogy" selbstverständlich eine besonders attraktive Zielscheibe. Als historisch-pädagogischer Forscher bekommt man einen Mordsschrecken, wenn man die Lehre aus den sechziger Jahren liest: "All things considered, the hedonistic, individualistic, anarchic spirit of the sixties was good for neither the educational mission of the schools nor the intellect, health and well-being of young people" (S. 407).

Wie ist es möglich, dass ein Forscher bzw. eine Forscherin sich so gehen lassen kann, fragt man sich verzweifelt, und man findet eine Antwort in der "Schlussfolgerung" des historischen Buches, das eigentlich von der Gegenwart (oder besser, von den Auffassungen der Autorin) handelt: Wenn etwas aus der Geschichte zu lernen sei, schreibt Ravitch, dann Folgendes: Alles, was im Unterricht "Bewegung" genannt werde, solle wie die Pest vermieden werden, und was Amerika brauche, seien historisch erprobte Wahrheiten. Folgen wir ihrer Argumentation weiter, denn sie offenbart noch andere einfältige Annahmen über die pädagogische Historiographie: Curriculumsänderungen sollen wissenschaftlich vorbereitet und getestet werden, bevor sie durchgeführt werden. Das Verhältnis zwischen Theorie, Politik und Praxis wird hier also unilateral und hierarchisch definiert (und das in einem Buch über "failed school reforms"). Darum wahrscheinlich findet sich die methodologisch interessante Diskussion über Position und Definition der Reformbewegung in der historischen Pädagogik erst in den Schlussbemerkungen. Auf Seite 527 lesen wir, dass es in den Vereinigten Staaten auch Erziehungshistoriker gibt wie Larry Cuban und Arthur Zilversmitt – meiner Meinung nach die "besseren"[3] –, welche finden, dass die Reformbewegung, die "progressive education", in Amerika keinen oder kaum Einfluss hatte. Aber für Ravitch hatte diese Bewegung sehr wohl Einfluss gehabt, denn sonst hätte sie keinen Anlass, sie schlecht zu machen, was ihrer Erziehungsgeschichte, bei aller Professionalität, den Anstrich eines Streifzugs durch die Geschichte gibt, der immer auf der Jagd nach eigener Bestätigung ist.

1 Diane Ravitch: The Revisionists Revised: A critique of the radical attack on the schools. New York 1978.
2 Nach den Begriffen von Raymond Buyse.
3 Vgl. Marc Depaepe et al.: Order in Progress. Everyday educational practice in primary schools, Belgium 1880-1970. Leuven 2000.



Diane Ravitch: Left Back: a century of failed school reforms.
New York/London/Toronto/Sydney/Singapore: Simon & Schuster 2000. 555 S.
US$ 30.-
ISBN 0-68-484417-6